

Neue Beiträge zur Kriegspychologie.

Dr. Sjarne Eide, ein in Paris ansässiger Norweger, hat dem norwegischen Blatte „Aftenposten“ einen fesselnden Beitrag zur Kriegspychologie geschickt. Er hat in Paris Gelegenheit gehabt, zwei Soldaten des geschlagenen belgischen Heeres näher kennen zu lernen, zwei Brüder, die den ganzen Kampf in Belgien von Lüttich bis Ypern mitgemacht haben. Es waren gebildete Leute, und so glaubte Dr. Eide zunächst, sie würden ihm wertvolle Angaben machen können; es stellte sich aber heraus, daß sie geistig so gut wie völlig zusammengebrochen waren, die wahrscheinlich viele ihrer Kämpfer ebenfalls, und so mußte Dr. Eide mühselig zufällige Einzelheiten zu einem Bilde zusammenzustellen suchen.

Diese Ausführung, deren Wortlaut wohl auf Rechnung des Dr. Eide zu stellen ist, gibt das Bild des vollkommnen Zusammenbruchs des Besiegten, und dieses ergänzt Dr. Eide durch seine Beobachtungen: wenn man die beiden Brüder sah, so meinte er, hätten sie etwas Befehlendes an sich, sie sahen zwar aus wie Menschen, aber dennoch wie Scheinbilder, die jeden Augenblick verschwinden konnten. Zusammenhängendes Erzählen war nicht möglich; die beiden Soldaten schweiften fortwährend vom Gegenstande ab und mußten daran erinnert werden, wonach sie gefragt worden waren. Der eine versuchte mehrfach, im Zusammenhänge zu berichten, aber es war fortwährend so, als ob ein Anonensprung eine Explosion oder ein furchtbarer Anblick den Zusammenhang unterbrach und neue Bilder in dem Erzähler aufrührte. Fortwährend ahmte er Kriegslärm nach, das Dröhnen heranziehender Männen auf den schiefen Landstraßen Flanderns, das Knattern der Gewehrriemen und das entsetzende Rattern der Maschinengewehre, das Schreien der Kanonen, das Pfeifen und Säulen der Kugeln und Granaten.

Es war, als ob man in einem höllischen Kessel säße, auf dessen Boden ganz Belgien lag, in dem aller Schrecken, den menschliche Phantasie erdenken kann, unaufhörlich herumrauste. Ueber einige Einzelheiten der Kriegspychologie hat Dr. Eide aus den Angaben der beiden Brüder ziemlich geschlossene Bilder zusammenstellen können. So fragte er nach Mut und Furcht. In den ersten Tagen, bei Lüttich, so erzählte er, hatten die Belgier das Gefühl der Angst gehabt (das wohl die meisten haben, die zum ersten Male einen Krieg oder eine Schlacht mitmachen). Dieses Gefühl ver schwand bald, aber der Mut trat nicht an seine Stelle; die Angst wurde durch gar nichts ersetzt, sondern es stellte sich eine Art Gleichgültigkeit ein, die Belgier hatten das Gefühl, sie hätten immer getan, was sie jetzt taten, daß sie nur ihre Pflicht erfüllten. Sie vergaßen ihre Tätigkeit mit der des Kärltes, der zwischen Bett- und Cholerakranken umhergeht, seine Pflicht tut und nicht an die Gefahr denken darf. Hiergegen wandte Dr. Eide ein, daß im Kriege die Wahrscheinlichkeit, vom Tode ereilt zu werden, doch ganz anders sei als beim Arzte. Die Antwort des Belgiers hierauf ist besonders merkwürdig. Er meinte nämlich: „Man glaubt nicht, daß man sterben wird. Man weiß wohl, daß diese verdummt oder getödtet werden, aber das sind immer die anderen.“ Ich glaube, im Grunde ist man ein wenig überzuseht, wenn man selbst getroffen wird. Fast alle meine Freunde und Studiengenossen sind gestorben, zum Teil an meiner Seite. Es war so, als ob es so sein mußte, als ob es mich nichts angehe, und das, obwohl ich natürlich sehr gut einseh, daß es mich eben so gut hätte treffen können.“ Was der Belgier hier sagt, ist wahrscheinlich ein Ding, das von Mitleid und Temperament in hohem Maße abhängt. Nach seiner Ansicht gehört wirkliches Mut nur zum Dajoniertgefühle. Bei einem solchen

Kampfe Mann gegen Mann, den er dann schülerle, sind einem die graufigsten Einzelheiten völlig gleichgültig. Man denkt an nichts oder nur an das eine: löte, sonst wirst du selbst getödtet!

Russische Straßen.

Russische Straßen sind bekanntlich schon in Friedenszeiten ein fragwürdiger Begriff. Wie sie aber jetzt aussehen, schildert und ein von Zwangorod zurückgekehrter Steinseher in der „Allgem. Steinseher-Ztg.“ folgendermaßen: „Russische Straßen! Ich habe keine gesehen, denn was man dort Straßen nennt, sind nur Wege, die die Natur geschaffen und die Radreifen der Wagen einermäßen zusammenfahren. Der schlaueste Feldweg in Deutschland ist gegen die russischen Landstraßen ein wahres Kunstwerk. Diese Straßen unterscheidet man nur durch die wind-schleifen Telegraphenmasten, welche ihnen die Richtung geben, von ihrer Umgebung. O, was ist über diese „russischen Straßen“ von Offizieren wie Mannschaften geschimpft worden. Einmal sind die Fahrgäste kaum einen Meter breit, dann dehnen sie sich wieder zu großen Breiten aus, ab und zu ziehen Tümpel und Wasser-löcher quer über die Straße weg. Zwar soll von Taranowich an der russischen Grenze bis Warschau eine gute Militärstraße geben, aber diese habe ich nicht gesehen und noch meiner Ansicht wird sie auch nur nach russischen Begriffen gut genannt werden können. Die „Straßen“, die unsere Truppe auf dem Zuge bis in die Gegend vor Zwangorod passierte, waren einfach grundlos. Gut nannten wir sie schon, wenn der Morast nur bis an die Fußknöchel reichte. Nirgends waren sie asphaltiert, kein Straßenraben war zu sehen, der sie entwässerte. Daß ich als Steinseher meine besondere But über diese elenden Straßen hatte, rühete daher, weil ich als „Hachmann“ immer dort sein mußte, wo es den dicksten Treck und Morast zu bestreiten galt. Fast jeden Tag wurde unter Vormarsch durch die unartigen Straßen zu wiederholten Malen gehemmt. Die schlimmsten Zustände entwickelten sich auf den Dorfstraßen und in Döhlwegen, wo man den Moräften nicht ausweichen konnte. Auf freier Strecke wurden die Straßen gewöhnlich links liegen gelassen, und wir marschierten über Felder und Sturzrader viel leichter als auf diesen „Straßen“. Anders wurde es, wenn die „Straßen“ durch Wälder führte. Hier mußten sich die Waggonwagen immer an die „Straßen“ halten, denn jedes Ausweichen des Trecks war unmöglich. War dann der Morast auf diesen Straßen durch den Wald in das Innere ausge-wachsen, so daß die Waggonwagen bis an die Achsen darin ver-sanken, dann wurden über die schlimmsten Stellen Anspeldämme ge- baut. Daß ich im Anspeldammung keine Krüpfung abgelegt hatte, entstand mich nicht von der Verbesserung der russischen Straßen durch diese Bauart. Alles, was in der Kompagnie an Zimmerern, Stellmachern usw. vorhanden war, mußte Bäume fällen, die ein paar Kamraden und ich zu einem hölzernen Straßenüberer zusammenfügten. Auch in den Dorfstraßen, die wir durchzogen, befähigten wir die Straßen, und zwar nicht durch Anspeldämme, sondern durch Herstellung einer Schicht Packlage. Das Material zu dieser Packlage wurde aus den Schuttstücken ge-schlossener Häuser und einzelnen Findlingen gewonnen. Ueber diese Packlage zu gehen und zu fahen, war ebenfalls kein Genutz. Durch die Augen der Kleine drang bei jedem Schritt insolge des morastigen Untergrundes der Schlamme immer auf das neue her- vor, und die Steine bewegten sich auf und wieder. In Straßen- kreuzungen wurden Begewerke aufgestellt, kurz, alles wurde getan, um der momentanen Straßenmiserie in Rußland einermäßen ab- zuhelfen. Eine schöne Arbeit war das „Ausschletern“ dieser rus- sischen Straßen allerdings nicht.

Trotz des größten Schimpfens auf die russischen Landstraßen mußte ich, der „Steinseher“, immer wieder dran glauben und in dem sündlichsten Treck notdürftig meine Runtt über. Steinseher Blaten, Steinseher dort, überall, wo der Treck am dicksten lag, war ich, der Steinseher. Die körperlichen Anstrengungen, die das Marschieren auf russischen Straßen erfordert, sind enorme. Die sandigen Ergozier- und Treppenstiegenplätze in Deutschland sind das reinste Dorado gegenüber diesen Drecksstraßen. Es ist kein Marschieren, sondern ein Stapfen, als wenn man in einem mit Teig gefüllten Badtrug herumholzierte. Zu verwundern ist

nur, daß die Stiefel aus diesem Morast immer wieder heraus- gezogen werden können. Wie die Straßen, so sehen auch die Straßenbrücken aus. Alle sind aus Holz, halb verfault, und die meisten von den Russen zerstört. Natürlich war ich als Steinseher mit bei den Brückenbauern. Da ließ es, in dem letzten Ob- oberwieser der russischen Flüsse und Bäche herumzuatmen und die hölzernen Brücken mittels frisch geschlagener Stämme wieder einermäßen passierbar zu machen. Zuletzt habe wir ein eigenes von mir erfundenes Verfahren bei diesen Brückenbau angewandt. War eine Brücke ganz zerfallen, so lagten wir uns nach einem Bauerwagen um, dessen Runden abgenommen wurden. Auf diesem Wagen wurde am Ufer die Brücke notdürftig zusammengezimmert und das Ganze dann in die Mitte des Baches gefahren, so daß der Wagen die Brückenpfeiler darstellte. Das Langholz wurde in der Größe geschnitten, daß es möglichst den ganzen Bach über-spannte. Ein Patent auf dieses Verfahren will ich aber nicht an-melden, obgleich es uns vor nassem und kalten Rufen schützte.

Die Hauptstraßen der Städte Kiew und Radom sind zwar asphaltiert, aber nach Arbeiter Art. Asphaltation ist in diesen Städten unbekannt. Die Rinne ist teilweise in der Mitte der Straße, in anderen läuft sie zu beiden Seiten durch eine Wöschung nach der Häuserfront markiert an der Straße hin. Das Pflastermaterial sind Findlingssteine. Die Ausführung des Pflasters ist aber in russischer Manier jeder Beschreibung. Da gibt es Schlaglöcher, daß die Wagen in allen Runden krachen, wenn sie durfahren. Dann sammelt sich auf einer Strecke das ganze Ab-wasser in der Rinne, höchstwahrscheinlich haben dort die russischen Steinseher das Gefühl nicht rauskriegen können. In Radom sah ich in einem Hofe trotz des Durchganges der Truppen einen rus-sischen Kollegen pflastern. Er rieme bei der Arbeit auf beiden Seiten, und jeder Stein, den er setzte, schlug er mit einem großen Holzhammer fest. Leider konnte ich mich nicht mit ihm bekannt-machen, da wir abmarschierten, als ich ihn entdeckte. Jedenfalls ist in Rußland das Straßenbauwesen auf der niedrigsten Stufe. Wenn es Frieden sein wird, da können die ganzen Steinseher von Deutschland dort jahrelang Straßen bauen, ehe eine Beförderung der Straßenverbhältnisse in Rußland-Polen eintritt. Ich für meinen Teil vergesse aber auf diese Arbeit, denn erstens habe ich meinen Teil zur Verbesserung der russischen Straßen schon geleistet und zweitens habe ich mir einen Rheumatismus geholt, der mir mit Wärme durch elektrische Lichtbäder aus dem Knochen zu ver-treiben ist.

Kleines Feuilleton.

Landsturm und Franzmann.

G. Cabasino-Renda, der Berichterstatter des „Giornale d'Italia“, fährt in einem neuen Briefe in der Schilderung seiner Eindrücke in Lothringen fort. Er erzählt von dem Zumeil zwischen Jendry und St. Rogeuvre, dessen Bau sich die Franzosen trotz jahrelanger Verhandlungen widersetzen haben und den nun die deutschen Ingenieure nach der Zurückdrängung des Feindes sofort durchschlugen, so daß der Transportweg nach Verdun um 100 Kilometer abgekürzt wurde. Ueberall auf seinem Wege erhält der Italiener starke Eindrücke, die er in scharfzüngigen Bildern wiedergibt. Wir haben voraus be-sprochen, was er über das Verhältnis des Landsturms zum Franzmann schreibt:

Die Station Joulny und ein Stück ihrer Eisenbahnstrecke ist besetzt mit Rothosen, französischen Gefangenen, die die von der Artillerie zerstörten Linien wieder herstellen. Bewegliche, nervöse, rubelose Ge-schalten mit Augen wie von Fieberkranken. Die wenigen alten Soldaten des Landsturms, die sie bewachen, haben gegenüber den von ihnen so verschrieenen Leuten einen nachlässigen Ton wie erste und gelehrte Männer gegen jugendliche Launenleute. Sie nennen sie „Franz-mann“, eine merkwürdige Wortschöpfung, die jedoch nichts Veräch-tliches hat, sondern eher herlich klingt. Diese Empfindungen den fast heralischer Art gegenüber dem Feind herrschen nicht nur hier auf den Schlachtfeldern, wo sie sich durch die natürliche Mitternähe der Kriegführenden erklären würde, sondern sie sind in ganz Deutschland verbreitet. Die deutschen Zeitungen haben seit Kriegsbeginn keine Beschimpfungen des Feindes gedruckt, wenn man von den Japanern

junges Glück bewirkten, daß er über das Ganze ernstlich nach-dachte; nun sollte es ein Ende haben mit der See. Er sah sich nach etwas auf dem Lande um, fand auch eine gute Stellung in der Brouerei und machte es sich in den Ruhestunden in seinem kleinen Heim behaglich.

Aber als der Frühling sich meldete und die Schiffe im Hafen besetzt wurden und in See stachen, wurde er rubelos und verlor das Interesse an allem. Und eines schönen Tages war er weg.

Sein junges Weib war ein vernünftiges Fischermädchen, sie vergoß nicht viele Tränen einer Sache wegen, die nicht zu ändern war, sondern sagte sofort da zu, wo er aufgeschört hatte. Sie bekam ihr Kind und versorgte es, ohne sich hinzuwenden und zu warten, bis er etwas schiedte, und das war sehr gut. Nicht zu oft kam ein Brief von ihm, aber eines Tages nach Verlauf von fünf Jahren tauchte er selbst im Fensterrahmen auf, härtig und unkenntlich — und gewaltig guter Laune. Es war ihm ja allerlei zugehört gewesen, aber es war nicht so leicht zu widerstehen — wie er Frau und Kind umschloß. Er war selber ein großes, lächelndes Kind, an dem alle Vor-würfe vollständig abstrahlten. Wer konnte daran zweifeln, daß er selber beinahe drausgegangen wäre vor Sehnsucht — trotz den fünf Jahren —, so entzückt, wie er von seinem kleinen Kinde war. Festesfreunde ging von ihm aus — solange es dauerte!

So sprach er in mehrjährigen Pausen dabein vor; Alter und Anzahl der Kinder waren eine Art Abrechnung über die Befunde. Steis war er gleich begeistert von seinem über die Reihen tüchtigen Weibchen und den Kindern, die sie ihm schenkte — immer gleichmäßig verfallen darauf, daß es nun vorbei sein sollte mit dem Dunde- und Naderleben auf See. Nun wollte er im Schoße der Familie leben, sich ein Boot kaufen und fischen — irgend etwas dabeim ergreifen. Da sagte man sich ein übers andere mal rund um die Erde herum, für nichts und wieder nichts, während die schöne Zeit verstrich und man's so schön hätte haben können. Aber nun hieß es Stop! Nun wollte er einmal Frau und Kinder ordentlich kennen lernen.

Und jedesmal wiederholte sich das gleiche. Wenn er sich eine Zeitlang am Lande aufgehalten hatte, kam die verfluchte Unruhe über ihn und sagte ihm zwischen Heim und Hafen hin und her. So sehr er die Weine freizigte, die Erde wollte sich nicht unter ihm wiegen — Sohlen und Hüften taten ihm weh. Und Schlaf fand er nicht.

Die dabeim taten alles, um ihn zu halten. Wiegenfuseln unter's Bett zu legen, ging ja nicht an, aber eine Woche lang suchte die Frau ihm dadurch zu helfen, daß sie Wasser gegen das Kammerfernter goß, wenn er ein Sälsäcken hielt. Dann konnte er nicht mehr und mußte wieder in See stecken. Aber nun hatte man wenigstens gesehen, wie Mutter steuerte — ein verflucht tüchtiges Frauzimmer. Und die Mädchen — feinste Sorte. (Fortf. folgt.)

Die blaue Woge.

Von Martin Anderjen Regä.

Der Bursche hatte also keinen anderen Vater als das Meer. — Auch er richtete sich danach ein. Fragte er die Mutter nach seinem väterlichen Erzeuger, so wies sie schweigend auf die See hinaus; und starrte er nach Antwort in ihren guten Augen, so sah er auch in ihnen das Meer — so offe-, wie es nur im hellblauen, lustigen Blick des Fischermädchens sich spiegelte.

So verlegte er sich von klein an auf das Meer. Er blieb für sich wie die Mutter, und der Strand festehte ihn, so bald er Frieden konnte. Auf dem Speicher hatte er eine alte Leimulde aus der Zeit der Grobeltern gefunden, darin schwamm er da unten umher. Oft genug trieb sie fielenben; und die Mutter, die ihn vom Denker aus im Auge behielt, mußte den Webstuhl verlassen und ihn vor dem Ertrinken bewahren. Keinem von ihnen fiel es ein, aus diesem Grunde der See zu großen.

In der Schule ließ er zu wünschen übrig. Unter Be-gabung versteht man ja meistens die Fähigkeit, gedruckte Wörterreihen auswendig zu lernen, und dafür hatte er keine Anlagen. Er blieb in seiner Ede ganz unten in der Klasse und verhielt sich so still und unbemerkt wie möglich; er besaß sich auf fremdem Boden, an den dummen Streichen beteiligte er sich nicht. Und der Lehrer mußte sich nicht selber mit ihm beschäftigen, sondern überließ ihm seinen Nachbarn.

Aber außerhalb der Schule war er ein ganzer Kerl. Die See beherrschte alles in der kleinen Stadt — das Spiel der Kinder und die Arbeit der Erwachsenen; und von der See verstand er etwas. Früh lernte er so gut wie irgendein Fischer sein Boot tummeln; und er konnte die geheimen Ge-heimnisse für die Wanderungen der Fische; woher er das wohl sehen möge, fragte man sich. Es war wie ein Instinkt bei ihm, und die „Bornehmen“ des Städtchens kamen geru auf ihn zurück, wenn sie Kal oder Pest zu Mittag haben wollten. Geduld und Verstand sind Zubehörsstücke, aber die Ostsee ist nicht so solchta. Daß sie nicht in ihr Leben kommt; sie werden erst den Bauch in der Luft, wenn sie in der Höhe von oben in den Sand kommen. Aber Eier und Kammern be-dürfen zur Entwicklung ganz süßen Wassers, und im Früh-jahr gehen die reifen Weibchen und Männchen in die Ostsee hin und her und lassen nach Süßwasserstreifen — bis sie auf diese Streifen entlang finden sie den Weg zu Seen und Mooren. Marthos Peter merkte genau an sich, wann dieser Zug stattfand; und war man gut Freund mit ihm, so konnte man es erreichen, um drei Uhr nachts aus den Federn ge-messen zu werden — zum Geduld- oder Verstandstriebe.

Sonst lebte er für sich. Die Sonderstellung, die die Mutter einnahm, teilte er wortlos mit ihr. Sie lebte ganz für ihren Webstuhl und diesen Jungen, den das Meer ihr gegeben hatte; und wenn sie bloß den Kopf hob, sah sie ihre ganze Welt; den Straben, sozuzugehen in Vaters Armen. Sie sprachen nicht viel zusammen, er und sie — keiner von ihnen war rebellig. Aber sie hatten eine eigentümliche achtung-erzwingende Art, sich zueinander zu geilen und zusammen-zuhalten. Und glücklich waren sie. Marthos einzige Sorge war die, daß der Vater sich melden und ihn ihr nehmen würde. Ihre Sorge war auch nicht ganz grundlos; noch bevor sie ihn so weit hatte, daß er konfirmiert wurde, nahm er Neiklaus auf See. Er hatte wohl gefühlt, daß die Sache sich nicht in Güte ordnen ließ — und fort mußte er; so brannte er denn eines Nachts durch. Zuerst glaubte man, er sei er-trunken; sein Boot schwamm eines Morgens fischen am Strand. Aber dann stellte es sich heraus, daß er mit einem fener Windsfaher durchgebrannt war, die mit Landwind kamen und an der Küste Anker warfen.

für ihren Webstuhl und diesen Jungen, den das Meer ihr gegeben hatte; und wenn sie bloß den Kopf hob, sah sie ihre ganze Welt; den Straben, sozuzugehen in Vaters Armen. Sie sprachen nicht viel zusammen, er und sie — keiner von ihnen war rebellig. Aber sie hatten eine eigentümliche achtung-erzwingende Art, sich zueinander zu geilen und zusammen-zuhalten. Und glücklich waren sie. Marthos einzige Sorge war die, daß der Vater sich melden und ihn ihr nehmen würde. Ihre Sorge war auch nicht ganz grundlos; noch bevor sie ihn so weit hatte, daß er konfirmiert wurde, nahm er Neiklaus auf See. Er hatte wohl gefühlt, daß die Sache sich nicht in Güte ordnen ließ — und fort mußte er; so brannte er denn eines Nachts durch. Zuerst glaubte man, er sei er-trunken; sein Boot schwamm eines Morgens fischen am Strand. Aber dann stellte es sich heraus, daß er mit einem fener Windsfaher durchgebrannt war, die mit Landwind kamen und an der Küste Anker warfen.

Auf Marthos ängsteres Wesen übte all dies keine Wirkung aus; sie war immer noch wie ein Uhrwerk, verrichtete ihr Tagwerk und vertraute sich niemand an. Aber es war ersicht-lich, daß doch etwas an ihr nagte; es sah irgendwo in ihr und verzehrte sie. Ihrummer war still, stumm wie der eines Tieres; er wurde nicht peringer, als die Kunde kam, er sei nicht ertrunken, sondern tammte sich da draußen bei bestem Wohlergehen. Das Meer hatte ihn jedenfalls genommen — hier bei ihr war er ja nicht! Aus ihrem Schornstein stieg weiterhin Rauch, so daß er trank wie früher und wurde noch schmerzlicher. Aber trotzdem kränkelte sie — sie schwand von innen her.

Niemand hatte einen idemierigeren Start als der, der sich durch die Frucht seine Zukunft erobern will; und die Art, wie Peter die Heimat verließ, machte es unwahrscheinlich, daß er früher von sich hören lassen würde, bevor er gute Neuig-keiten melden konnte. Zwei-mal, mit mehrjährigem Zwischen-raum, traf die Kunde ein, er sei auf dem Seewege, und habe Geld in der Tasche, sein Steuermannegamen zu machen; und jedesmal lebte sie ein wenig auf. Aber dann wurde sie um so schmerzlicher.

Immer länger machte sie am Fenster, zuletzt wick sie nicht mehr vor ihrem Platz, sondern sah dauernd da; Nacht und Tag, das Gesicht nach dem Meere gewandt. Von Zeit zu Zeit schlug sie aus alter Gewohnheit den Webstuhl, aber Gern war nicht darauf. „Der Mechanismus in ihr ist entzwei-“, sagten die Fischer kofschüttelnd, wenn sie auszogen und wieder heimkamen und immer noch das ausdruckslose Gesicht an der Fensterleibe sahen. Eines Tages fand man sie tot auf ihrem Platz.

Die Nachricht von ihrem Tode traf Peter in Gamburg, gerade als er im Begriff war, sich zum dritten Male an-muthern zu lassen. Ein Kamerad brachte sie ihm, und er kam gerade zum Begräbnis heim. Er blieb den ganzen Winter zu Hause und verheiratete sich mit einem jungen anmutigen Mädchen. Der Tod der Mutter — und wohl sein eigenes

